

DAS FLIEGENDE KALB

Der Heimflug von Delhi nach Zürich war auf Mittwochabend gebucht. Mittlerweile war es Sonntag geworden, und wir hockten noch immer in Leh. Wir begannen angesichts der schlechten Wetterprognosen für die nächsten Tage daran zu zweifeln, ob sich der Aufwand des täglichen Sich-an-den-Flughafen-Begebens und des damit einhergehenden Stresses für nicht fliegende Flugzeuge lohnen würde. Falls am nächsten und übernächsten Tag die Flügel erneut ins Wasser fallen sollten, könnten wir uns den Heimflug in den Wind schreiben. Da mein Kollege Pietro aber gleich nach dem Heimflug eine neue Arbeitsstelle antreten würde, erschien ihm das Szenario des Nicht-Erwichsens unserer Swissair-Maschine nach Zürich nicht sonderlich schmackhaft. Nein, den Flug von Delhi nach Zürich wollten wir erreichen.

Als Alternative zum Flugzeug bot sich nur die Strasse an. Von und nach Ladakh gibt es genau drei. Die eine führt nach Nordosten zum Erzfeind China und wird von der Armee blockiert. Die zweite gelangt westlich nach Kaschmir und wird vom feindlichen Nachbarn Pakistan mit Bomben beschossen, Nummer drei schliesslich ist die Strasse über den Himalaya-Hauptkamm zurück nach Süden – jene Strasse also, die wir mit dem Fahrrad befahren hatten. Aus sowohl politischen als auch geografischen Gründen kam ausschliesslich jene letztere Strasse in Betracht. Busse verkehrten allerdings keine mehr, zumal die Saison zu Ende und der öffentliche Busverkehr eingestellt war. Des Weiteren war in den letzten Tagen Schnee gefallen, sodass die Pässe für Reisebusse unpassierbar geworden waren.

Wir hatten keine Zeit zu verlieren. Für das Befahren der knapp 500 Kilometer langen Strecke nach Manali mit einem Auto musste

man zwei lange Tage einplanen. Ab Manali würden täglich Busse nach Delhi verkehren. In aller Eile organisierten wir einen anständig scheinenden Jeep mit einem ebensolchen Fahrer, taten uns mit der deutschen Angelika zusammen, der auf dem Flughafen ähnliches Schicksal widerfahren war, banden unsere beiden Fahrräder auf dem Dach fest und begannen die Reise im Jeep nachmittags um eins. Reichlich spät.

Die Reise verlief zunächst gut. Ohne Zwischenfälle überfuhren wir den 5360 Meter hohen Taglang La-Pass und nächtigten im seit der Hinreise bestens bekannten 'Zelt-Hotel Sonam' in Pang. Auf der Strasse lag zwar teilweise Schnee, doch war die Durchfahrt für Allradfahrzeuge problemlos. Bei einer Polizeikontrolle am folgenden Tag am Ende des Passes Nummer zwei aber war plötzlich eine Platte zu beklagen. Der Pneu hinten rechts verlor Luft und musste ersetzt werden. Da im Ersatzrad zwar kein Loch figurierte, es aber grundsätzlich über zuwenig Luft verfügte, fuhren wir hinkend bis zur nächsten Werkstätte, die sich jenseits des Passes Nummer drei befand und wo sich eine Pumpe auftreiben liess. Nun war eigentlich bloss noch der letzte der vier grossen Pässe zu bewältigen: Der knapp 4000 Meter hohe Rohtang-La.

Ich ahnte nichts Gutes, als mitten auf der Schotterstrasse durch den indischen Himalaya plötzlich ein Verkehrsstau zu beklagen war. Vor uns stauten sich einige Dutzend Lastwagen, von denen der vorderste im matschigen Morast steckengeblieben war. Unser Fahrer wurde unruhig und wollte umkehren, zumal auf dem Pass, so behauptete er, Schnee liegen würde und die Strasse kaputt sei. Wir fragten uns, woher er denn nun plötzlich diese Information her haben könne, verstanden in der Folge aber schnell, dass der Grund seines Verhaltens eher der Drang gewesen sein dürfte, uns möglichst

schnell wieder loszuwerden. Nein, pochten wir, umkehren würden wir nicht, schliesslich galt der im voraus entrichtete Fahrpreis der ganzen und nicht bloss der halben Fahrt. Wir standen eine Stunde im Stau, bis sich der Tross um hundert Meter nach vorne verschob und dann wieder steckenblieb. Nach einer weiteren Stunde des unfreiwilligen Stehenbleibens versuchte unser Fahrer zum zweiten Mal, uns zur Umkehr zu überreden, doch hätte ich beim besten Willen nicht gewusst, wo Platz zum Wenden hätte gefunden werden können. Wir staken inmitten stinkender Lastwagen und hatten auf der schmalen Strasse nicht einmal Platz zum Überholen, geschweige denn für ein Wendemanöver. Zudem hielten wir eisern an unserer Strategie fest: Wir fahren mit diesem Jeep bis nach Manali.

Das wären wir wohl auch, hätte nicht während des Weiterfahrens nach einer dritten Stunde im Stau bei einsetzender Dunkelheit plötzlich ein seltsames Geräusch den Fahrer zum Anhalten, Aussteigen und Begutachten des hinteren linken Rades bewogen. Zweifelsfrei: Auch dieser Pneu war im Eimer. An ein Weiterfahren im grossen Stil war nicht zu denken.

Unser Fahrer liess einen entgegenkommenden Jeep anhalten und unterhielt sich angeregt mit dessen Fahrer, der selbst zwei indische Passagiere mitführte und mit den beiden in ein 100 Kilometer entferntes Dorf zu fahren beabsichtigt gehabt hatte, nun aber angesichts der in der Patsche sitzenden Fremden anbot, seine beiden eigenen Passagiere bloss in den nächsten Weiler am Fusse des Passes zu karren, sie da übernachten zu lassen und dem Schicksal zu übergeben, zurückzukommen und uns endlich nach Manali zu fahren. Selbstverständlich liess er dieses höfliche Entgegenkommen nicht ganz ohne die entsprechenden finanziellen

Entschädigungen über die Bühne laufen – mit Vorausbezahlung, versteht sich.

Wir hatten keine andere Wahl als einzuwilligen, zumal absehbar war, dass es unsere eigene Karre mit Ach und Krach noch bis auf die Passhöhe schaffen würde, die sich einen halben Kilometer weiter oben ankündigte.

Seit dem Gang auf den Flughafen an jenem Morgen hatte ich lockere Kleidung getragen. In Delhi, hatte ich gedacht, würde es 40 Grad heiss sein, sodass sehr wohl T-Shirts und Sonnenbrille gebraucht würden, bestimmt aber nicht mehr die Faserpelz- und Gore-Tex-Klamotten. Jene hatte ich ergo zusammen mit Handschuhen, Kappe, Thermohosen und all den Himalayaartikeln irgendwo zuunterst im Rucksack verstaut. Nun, wir waren nicht im heissen Delhi, sondern in einer elenden Teehütte auf 4000 Metern und froren uns die Glieder ab. Draussen zog ein Schneesturm auf. Ich begann den Rucksack auszupacken und kramte einige Pullover hervor, wärmte mich mit heissem Buttermilchtee und freute mich insgeheim über die köstliche Situation, derweil unsere schlotternde deutsche Begleiterin der Situation weniger Sympathie abgewinnen konnte. Wir staken sie in unsere letzten warmen Kleider, zumal durch die lose aufeinander getürmten Steine eiskalte Winde piffen und die Temperatur im nur auf drei Seiten einigermaßen geschlossenen Raum auf wenige Grad absacken liessen. Unser Fahrer, mit dem wir zuvor auf mittlerem Kriegsfuss gestanden hatten, schlotterte seinerseits vor sich hin, sodass wir ihn dank aufkeimender volksübergreifender Menschenliebe mit den allerletzten zur Verfügung stehenden Klamotten eindeckten. Wir sassen ja alle im selben Boot. Ich selbst band mir den Wollschal um die Ohren und dürfte ziemlich doof ausgesehen haben, doch war mir das egal.

Nachts um elf war unser Jeepfahrer Nummer zwei noch nicht aufgetaucht und die Sachlage somit klar: Der nette Mann hat sich gewiss an der Vorauszahlung erfreut, uns nach Manali fahren aber würde er nie und nimmer. Mit Glück liess sich für Angelika in einem der äusserst selten um diese Zeit noch über den Pass fahrenden Geländefahrzeuge ein Platz zum Mitfahren finden. Schnell verabschiedeten wir uns. Pietro und ich stellten uns mehr und mehr auf eine Nacht in der Teehütte ein.

Unsere beiden Fahrräder harrten in klirrender Kälte im Schneeregen, wir aber machten es uns so gut als möglich in der Hütte bequem: Auf dem einsturzgefährdeten Klappbett schliefen die drei Jungen von der Teehütte. Pietro und ich zwängten uns zu zweit auf eine etwa 70 Zentimeter breite und 1.60 Meter lange Holzbank. Pietro lag neben der Steinmauer, sodass der durch die Steine pfeifende Wind ihn trotz Daunenschlafsack die ganze Nacht frieren liess, ich hingegen hatte mit anderen Problemen zu kämpfen: Nur die Hälfte meines Hintern hatte auf der Bank Platz, sodass die linke Pobacke stets im Freien schwebte und ich bei jeder kleinen Bewegung abzustürzen drohte. Nun, allzu gut geschlafen hatten wir beide nicht.

Morgens um sieben anbot sich der erste LkW-Fahrer, uns bis Manali mitzunehmen. Er hatte nichts als ein Kalb geladen. Wir reinigten die Ladefläche einigermassen vom Kot des an der Reling angebundenen jungen Viehs und luden Fahrräder und Gepäckstücke auf. Wir freuten uns wie die kleinen Kinder, dass es endlich weitergehen würde, doch kurz nach dem Losfahren löste sich die Lasche, mit der das Kalb angebunden war, und also begann es bei jeder Bodenwelle durch den LkW zu fliegen, zumal die holprige Piste das ganze Gefährt schaukeln liess wie auf einer schlechten

Achternbahn. Anstatt sich hinzulegen und damit den widrigen Schütteleien zu trotzen, hielt die dumme Kuh stur an ihrem Konzept fest, sich auf den Beinen zu behaupten. Wir sasssen in der anderen Ecke und hielten uns an den Eisenstäben des LkWs fest, um nicht selbst mit Fliegen zu beginnen. Doch als das fliegende Kalb sich schickte, nach Flug Nummer sechzehn auf meinem geliebten Garibaldi aufzusetzen, nahm ich, um meinen Prinzen zu retten, das eigene Fliegen in Kauf, wagte mich zum Kalb vor und band zusammen mit Pietro das Vieh wieder fest, mit der einen Hand uns festhaltend und der anderen den braunen Vierbeiner bändigend.

Nun, den Kampf gegen das fliegende Kalb hatten wir vorerst gewonnen, jenen gegen die zerstörte Strasse nicht. Keine zehn Minuten hatte die Fahrt gedauert, schon war sie zu Ende. Vor uns standen einige Dutzend Fahrzeuge, vor denen ein grosser Felsblock inmitten der Strasse thronte und sie unpassierbar werden liess. Als ich mich aufmachte, das Debakel aus der Nähe zu begutachten, öffnete sich im neben mir stehenden Geländefahrzeug ein Fenster, und Angelika streckte zaghaft ihren Kopf heraus, um zitternd und halb erfroren auf ihr Verbleiben aufmerksam zu machen. Schlagartig war mir bewusst geworden, dass verglichen mit dem Gewurstel und Gemoste in diesem Gefährt meine eigene Nacht, wenngleich auch bloss auf einer Pobacke liegend, relativ komfortabel ausgefallen war.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als unsere Fahrräder zu reanimieren. Für den vermeintlichen Flug hatten wir am Vortag die Luft aus den Felgen abgelassen, die Lenkstangen quer gestellt und die Pedalen entfernt. Wenn wir Manali innerhalb der nächsten 24 Stunden erreichen wollten, gab es bloss eines: Radfahren. Hastig stellten wir unsere Räder wieder zusam-

men und überquerten die beiden für Autos unpassierbaren Stellen. In strömendem Regen fuhren wir in den Weiler und von dort, mangels zur Verfügung stehender Mitfahrgelegenheiten, gleich auch noch die 50 Kilometer bis Manali, das wir mit Ach und Krach um 14 Uhr erreichten. Der einzige Bus nach Delhi fuhr kurze Zeit später, beklagte unterwegs eine Reifenpanne, sodass das Rad gewechselt werden musste, rammte einen Kleinwagen, womit die letzten kostbaren Stunden wie Sand zwischen den Händen zerrieselten und wir Delhi, nach 21 Stunden Busfahrt, am Mittwoch nachmittag erreichten, gerade rechtzeitig eben, um unsere Maschine nach Zürich zu erwischen, die bekanntlich Mittwoch abends flog. Nun, ursprünglich wollten wir ja nach kurzem Fluge von Leh nach Delhi am vorangehenden Samstagmorgen bereits hier in der Hauptstadt angelangt sein und die zur Verfügung stehenden vier Tage für eine Safari in den Dschungel nutzen. In den wenigen noch zur Verfügung stehenden Stunden liess sich dies leider nicht mehr bewerkstelligen. Tiger sahen wir also definitiv keine. Aber fliegende Kälber hatten wir gesehen, hurra, und wer von Euch hat das schon, he?